

VII. Begriff und Abgrenzung des Leidens

»Es gibt keine weitgehend akzeptierte Definition von Leid.«
(Jan Hauser 2004, S. 114)

1. Begriff und Definition des Leidens

Nachdem die Grundstruktur und die fundamentalen Grundgestalten des Leidens ermittelt worden sind, soll seine allgemein-logische Weisengestalt in einen differenzierten Begriff gefasst werden. Dabei werden gemäß der überwiegend subjekt-logischen Struktur des Begriffs in seinen Geltungsbereich die logisch-allgemeinen Zusammenhangsformen oder Relationsmomente stärker eintreten als die qualitativen und quantitativen Momente der Leidensstruktur. Immerhin aber schimmern die Letzteren durch die Logik des Leidens hindurch, da aufgrund der Korrelation der drei Seinsarten Gehalt (Qualität), Form (Relation) und Gestaltung (Quantität) keine Logik ohne Totik und Mathematik möglich ist.

Definition:

Leiden ist der reaktiv-antwortende und damit reaktiv-synthetische Akt oder Selbstvollzug eines individualen oder kollektiven Subjekts im Angesicht einer kollisiv-erlittenen, darum hemmenden, im Augenblick des Erleidens und Leidens nicht integrierbaren, »fremden«, in diesem weiten Sinne »störenden«, aber doch vom Subjekt zu integrieren (oder loszuwerden) bestrebten Wirklichkeit, dem so genannten »Leid« oder »Übel«.

In der denklogischen Sprache des Aristoteles (1995, Bd. 2, Kap. 1–9) stellt der reaktive Selbstvollzug das »genus proximum« der Definition, die erlittene, im Moment nicht integrierbare, aber zu integrieren bzw. zu überwinden bestrebte Leid-Wirklichkeit die »differentia specifica« der Leidensdefinition dar. Dieser dissonant-diskrepante Leidensakt umfasst

- die unfreiwillig-erzwungene, aber frei hingenommene Wahrnehmung und (implizite Erst-) Annahme des Leid-Übels, die »Leidposition«

Begriff und Abgrenzung des Leidens

- die (unreflektiert-intuitive) Wertung des Leids als Übel und den daraus entspringenden freiwilligen, aber vergeblichen Aufhebungsversuch des Leids, die »Leidnegation«
- und die aus diesen beiden Aktkomponenten entspringende »Leidensdiskrepanz« oder Leidenszerrissenheit.

In diese drei Komponenten des Leidensaktgefüges sind die fünf korrelaten, d.h. nur unterschiedenen, nicht verschiedenen, daher nicht trennbaren Leidenscharakteristika des Mangels, des Zwiespaltes, der Spannung, der Hemmung und der Zwietracht eingebettet.

Dieser komplexe Leidensakt ist die dynamisch-dialektisch-statische Leidensdiskrepanz, die wir *qualitativ-totisch* als seelisch wühlen Schmerz bzw. als seelisch bedrückende Last und *quantitativ-mathematisch* als bestimmte Einheits-, Gliederungs-, Dauer- und Rhythmusgestalt erleben und somit auch qualitativ und quantitativ bestimmen können.

Aufgrund seiner dialektischen Dynamik strebt der Leidensakt über sich hinaus, ohne sich jedoch aus eigener Kraft überwinden zu können. Über dieses Moment der Hemmung kommt die Statik in das Leiden. Im Leiden ist die Selbsttranszendierung also blockiert, darum nur eine Tendenz, eine »Dynamis« im Sinne einer aktiven Möglichkeit.¹

Konkret und lebensvoller gestaltet sich die Leidensdynamik als leidvolle Betroffenheit und generiert aus sich das Leidenswünschen, und zwar bipolar als Verwünschen des Leids und als (meist diffuses) Erwünschen des Heils. Daraus entfalten sich die fünf, zwölf bzw. zweizwanzig Leidensgrundformen des Leidenskalküls, die als erste Verarbeitungsformen des Leidens betrachtet werden dürfen.

Grundsätzlich gilt, dass das leidende Subjekt den Aktionsradius seines Wollens als gehemmt oder gar partiell zerstört, seine Vernunft als getrübt und sein Gefühl als verwirrt erlebt. Die leidvollen Grundbefindlichkeiten der Ohnmacht, Desorientierung und des inneren Aufruhrs gründen in dieser Leidensdynamik.

Vor allem aber erfährt der Mensch, dass es *Anderes, ein Nicht-Ich*

¹ Diese Definitionsmomente, vor allem die dialektischen, selbsttranszendierenden und wertmäßigen Momente, sieht auch sehr klar Diederichs (1930, S. 55, S. 66, S. 77) in seinem Buch »Leiden und Dulden«, auch wenn er sie mehr intuitiv-deskriptiv als analytisch-begründend auffindet und, wie das für Phänomenologen oft typisch ist, fast dichterisch beschreibt.

gibt (meinen Leib, die Natur, das Du, das Wir, das Man, Gott, ideale Werte und Gesetze), über das er als Betroffener nicht oder nur partiell verfügen kann und durch das er eben etwas erleidet (Konfrontation, Kollision). Da das Leiden ohne Erleiden unmöglich ist, ist eine Welt, in der gelitten wird, unmöglich als solipsistischer Elfenbeinturm denkbar.² Im Leiden erweist sich die Welt als plural, agonal und bedrohlich (Konflikt). Daher wird im Leiden das Subjekt (Ich, Du, Wir, Man, Partei, Volk etc.) auf seinen beschränkten, unvollständigen oder evtl. »falschen« Selbst-Welt-Entwurf zurückgeworfen, wodurch das Leiden zur Selbsterkenntnis und Selbstveränderung drängt: Wer leidet, will nicht bleiben, wie er ist. Aber auch: Wer leidet, will eine andere Welt. Und wer leidet, hegt ein Selbstwertgefühl, er pocht auf ein Würdebewusstsein, das er gewahrt wissen will. Der Leidende relativiert, wie Adorno (1997, S. 22)³ nicht müde wird zu betonen, das Sein der Welt als ganzes durch die »utopische« Idee des vollständigen Heilseins, die sich mit keiner vorläufigen »Versöhnung« zufrieden gibt.⁴

Noch tiefer reicht die wesentlich transempirische, erst in der Metaphysik des Leidens zu belegende Erkenntnis, dass alles Sein – vom Energiequant bis zur ethischen Gesinnung und zum religiösen Erlebnis – bestimmten Gesetzen, Gesetzmäßigkeiten und Regeln unterworfen ist, von denen es nur um den Preis von Leid und Selbstschädigung abweichen kann. Leidfreiheit, Gelingen und Glück sind darum nur dadurch zu erreichen, dass jedes Seiende das ihm gemäße innere Seinsgesetz entdeckt, verwirklicht und treu befolgt. Da dies in einem wendenden Kosmos unmöglich auf Anhieb glücken kann, sind Leid und Unheil unvermeidbar. Bei aller Ordnung und Ordnungssuche erweist sich das All, vor allem auf der Stufe des menschlichen Seins, als fundamental vorläufig, weil »gesetzlos«, ordnungswidrig, gestört. Für feine, sozusagen seinstreue, seinsgeschulte Ohren, wie sie ein Anaximander, Platon, Paulus, Augustinus und Schopenhauer haben, geht darum ein Schrei durch diesen Kosmos, der nicht nur einen tiefsten Seins-

² Damit erweist sich das leidende, sich selbst verzehrende »einzigste« Ich Stirners (1892, S. 429) als selbstdwersprüchlich.

³ Z. B. 1997, S. 22: »Einig sein soll man mit dem Leiden der Menschen: der kleinste Schritt zu ihren Freuden hin ist einer zur Verhärtung des Leidens.« Die radikale, fast schon asketisch freudefeindliche Position kommt hier gut zum Ausdruck.

⁴ Berühmt ist sein Satz aus den »Minima Moralia« (1997, S. 42): »Es gibt kein richtiges Leben im falschen.«

Begriff und Abgrenzung des Leidens

schmerz, sondern auch die Sehnsucht nach dem erlösenden Maß, der reinen Ordnung, der absoluten Seinsschönheit zum Ausdruck bringt.

Diese Konzeption von Leiden liegt dem klassisch-antimonistischen Weltbild eines Platon, Aristoteles, Leibniz, Kant, Whitehead und Brandenstein zugrunde, also solchen Denkern, die die Welt als eine vielfältig-plurale Wechselwirkungseinheit ansehen, in der selbständige Kräfte (Substanzen, »Formen«, Entelechien, Subjekte) bestrebt sind, ihre Anlagen und Potenzen zu realisieren und dabei unvermeidlich aufeinander treffen, ja aufeinander prallen und sich fördern, begrenzen, behindern, beschädigen, ja vernichten können. Insgesamt überwog bei den ersten drei Philosophen die optimistische Einstellung, wonach der Weltwerdungsprozess letztlich ein Befreiungs-, Erlösungs- und Vervollkommnungsprozess ist, in dem alles und jedes »zu sich« erwacht und seine »Entelechie«, seine »Wesensform« bzw. sein Wesenspotential, wenn möglich im Einklang mit den anderen Entelechien, entfaltet und zur Anschauung bringt. So gesehen ist das Leiden nichts anderes als ein Geburtsprozess, und das Seufzen der Welt, wie *Paulus* im Neuen Testament (Römerbrief 8) sagt, der Wehenschmerz aller Geschöpflichkeit, die zu sich und zu ihrem Ursprung, der Gottheit, zur Fülle des Seins, heimfinden will.

Wie jede Geburt verunglücken kann, so kann auch das Leiden zu Wachstum und Reifung oder zu Beschädigung, Zerstörung und verhärternder Verbitterung führen. Dies liegt letztlich in der Hand des Subjektes und seiner im Leiden zwar bedrängten, aber nie total aufgehebenen Freiheit. Denn auch wenn dem Menschen durch das Leid alles genommen wird, eines bleibt ihm unentziehbar: die Fähigkeit und der Wille zur Ergebung, zur Selbstingabe, also zum Selbstsein noch im Untergang. Der letztmögliche Sinn des Leidens ist, wie er durch das gesamte Büchlein *Schelers* (1923) hindurch tönt, das Opfer: Im unausweichlichen Leiden gibt sich das Geschöpf an seinen alles Leid übersteigenden absoluten Urgrund hin, in dessen Händen sich der Schmerz des Leids in Seligkeit, sein Dunkel in Licht, sein Unsinn in Sinn verwandelt.

Diese Definition von Leiden und Leid ist im Falle des Notleidens zu erweitern. Die meisten Autoren, so auch *J. Hauser* (2004, S. 117 und S. 122), unterscheiden hier nicht genügend, was insofern folgenschwer ist, als die meisten Leiden vom Betroffenen selbst bewältigt werden, während das Notleiden an die unerträglichen (*Beland* 2003, S. 263–272) Grenzen der Bewältigungsressourcen drängt, wo dann bestimmte

physiologische Automatismen (die Stresskaskade), verschiedene psychische Adaptationen (die Abwehr- und Copingmechanismen) und verschiedene soziale Hilfehandlungen einsetzen. Darüber hinaus differenziert die ansonsten gehaltvolle Arbeitsdefinition von Hauser (2004, S. 114–125) nicht zwischen dem Leidensakt und dem Leid-Übel⁵ und vermag daher nicht die komplexe interne Struktur des Leidensaktes und seines Prozesses zu sehen. Dagegen hebt er zu Recht die Bedeutung des reflexiven Momentes jeglichen Leidens, die Tatsache des »Erlebens des Getrenntseins von wichtigen Anteilen des eigenen Selbst.« (2004, S. 122) und die Dynamik der Selbstüberwindung im Leiden bzw. das Streben nach Heilsein (2004, S. 121–122) hervor.

2. Abgrenzung des Leidens von leidensnahen Phänomenen

Mit der Einsicht in das Wesen des Leidens kann nun das Leiden gegen nahe stehende, aber doch differente Phänomene abgegrenzt werden. An erster Stelle möge das Glück zu Wort kommen.

Das Glück grenzt sich vom Leiden und seinem notwendig inhärenten Mangel durch seine eigenartige Fülle und seine subjektive Mangellosigkeit ab. In ihm ist kein Riss, keine Diskrepanz, kein Mangel, keine Lähmung, sondern Fülle, Leben, Harmonie, Stimmigkeit (»Passung«), ja »Seligkeit«. Und doch gibt es vielfältig Glück, das Leiden macht. Da ist an erster Stelle das übergroße Glück zu nennen, welches wir nicht fassen können und daher mit der Vernichtung unserer »endlichen Form« droht. Denn was wir nicht fassen können, erzeugt einen Mangel, eben den der Nichtfassbarkeit, den wir dennoch zu überwinden streben, ohne es im Moment zu können. Also Leiden. Andere Formen des Glücks, die leiden machen, sind das plötzlich überwältigende Glück, das »nicht verdiente« Glück, das Glück, von dem wir erahnen oder erwarten, dass es uns bald wieder entflieht, oder das Glück, das auf einem Unrecht beruht usw. Glück und Leiden schließen sich also nicht notwendig völlig voneinander aus, sondern nur »im Kern«.

In den Fremdwörtern »Pathologie«, »Psychopathologie«, »Patho-

⁵ Auch Diederichs (1930) tut das nicht, der außerdem den physischen Schmerz und das psychische Leid, wie so viele lebensphilosophisch-vitalistisch geprägte Phänomenologen, praktisch gleichsetzt.

Begriff und Abgrenzung des Leidens

genese« kommt ein Begriff vor, der für alle Philosophie, Medizin und Psychotherapie fundamental ist und in seiner vielfältigen Bedeutung kaum zu übersetzen ist: *das Pathos*. Schon im Altgriechischen schwingen viele Bedeutungsnuancen mit, die sich unmöglich auf einen Begriff bringen lassen. Für gewöhnlich wird Pathos (lateinisch: *passio*, *affectio*, *aegritudo*) mit Leiden, Erleiden, Schmerz, Betroffenheit, Gefühl, Leidenschaft, Widerfahrnis, ja sogar Erleben übersetzt. Wir haben bereits erkannt, dass keiner dieser Begriffe auf die jeweils anderen reduzierbar ist. Wenn die moderne Anthropologie (*Thies* 2004, S. 66 ff.) zu Recht eine Grundbestimmung des Menschen in seiner Emotionalität (Gefühl, Gemüt, Befindlichkeit) sieht und ihn deswegen als *homo passionis* bezeichnet, so gerät sie in ein heikles Fahrwasser. Zum einen sind nicht alle Gefühle leidvoll (viele bilden sogar den Kern dessen, was wir Glückseligkeit nennen), zum anderen werden sie nicht von außen erlitten, wiewohl Gefühle Anderer und Gefühlsatmosphären natürlich Gefühle im Betroffenen auslösen können. Letztere aber sind den ersten bestenfalls ähnlich und oft ganz anders als diese; das beachtet z. B. *H. Schmitz* nicht genügend. Gefühle sind eine besondere Gruppe personaler Akte, und zwar solche, die nicht einfach dem Willen oder der Vernunft unterliegen, sondern sich aus charakterologischen und situativen Bedingungen »wie von selbst« ergeben, gleichsam wie eine natürlich innere Konsequenz. Von Passivität kann hier also nicht die Rede sein. Gefühle, Affekte, Leidenschaften sind aktiv, sind personale Akte, nur entziehen sie sich der direkten Willensfreiheit, und darin wurzelt ihr scheinbar »passives«, in Wahrheit »seelennatürlich« gebundenes und konsequentes Wesen.

Ein anderes Phänomen, eng mit dem Leiden verwandt, ist die *Arbeit bzw. die Mühsal*. Beides sind Aktivitäten, die sich dadurch auszeichnen, dass sie gegen einen Widerstand anarbeiten und oft aus einer Not heraus agieren. Im Gegensatz zur »normalen« Arbeit müht sich der Mühselige – wie Sisyphos z. B. – noch an der Grenze des Leids ab und überschreitet diese, wenn sie zur »Qual« wird.⁶ Und dennoch muss der Mühselige nicht notwendig leiden, nämlich dann nicht, wenn er

⁶ Es ist interessant, dass im Leistungssport anscheinend erst dann ein nennenswerter Muskel- und Kraftaufbau erzielt wird, wenn gegen einen grenzwertigen, also mühseligen oder gar grenzüberschreitenden, »quälenden« Widerstand angearbeitet wird. Trotzdem kann dies von Leistungssportlern lustvoll erlebt werden, eben wenn sie die Erfahrung machen, »am Widerstand zu wachsen«.

seine Aufgabe akzeptiert und nicht dagegen revoltiert. Erst wenn er dies tut und in seiner Revolte die Vergeblichkeit dieses Tuns erleidet, entsteht das Leiden. Im Unterschied zum Leiden sind Arbeit und Mühsal außerdem oft die Folge eines initiativen, nicht-reaktiven Aktes, während das Leiden immer reaktiv zustande kommt.

Von der *Leidenschaft* ist das Leiden insofern zu unterscheiden, als es auch leidfreie, ja »herrliche« Leidenschaften gibt, z. B. die Verliebtheit, den »leidenschaftlichen« Einsatz für Gerechtigkeit oder eine »leidenschaftliche« Rede usw.⁷ Hier verbindet sich mit dem Wort »Leidenschaft« eine meist praktische, u.U. aber auch theoretische oder künstlerische Aktivität, die mit ganzem Herzen vollzogen wird und sich gewissermaßen restlos hingibt, einem Akt der vollen Liebe also zutiefst verwandt. Eine solche, im Grunde hoch positive Aktivität ist allerdings (eben wegen ihres radikalen Engagements) immer gefährdet und kann leicht, etwa wenn sie auf Widerstand stößt oder enttäuscht wird, in Leiden umschlagen. Ein anderer, überwiegend negativer Sinn wurde den »Leidenschaften« traditionell von der im Abendland vorherrschend intellektualistisch eingestellten Philosophie beigelegt: »Leidenschaft« meint hier maßlose Begierde, Sucht, unkontrollierbarer Affekt, also solche Gemütsbewegungen, die die Freiheit einschränken, die Vernunft trüben oder den Betroffenen hinweg reißen. Sie gehen in der Tat fast immer mit Leiden einher, aber nicht notwendig. Denn es gibt durchaus Menschen, die ihre Süchte, Begierden, Lauen pflegen und schätzen – sie leiden nicht, lassen dafür aber andere leiden. Wieder anders bestimmte Kant (1983, 3. Buch) den Begriff »Leidenschaft«: Er verstand darunter ein zur Haltung gewordenes, darum Zeit überdauerndes Gefühl, während Affekt bei ihm ein kurz dauerndes, heftiges Gefühl meint. Wenn überhaupt, dann bezeichnet »Leidenschaft« nie ein konkretes Gefühl, sondern nur dessen Intensität

⁷ Eine Extremform der Verherrlichung der »Leidenschaft« finden wir bei G. Bataille (1987, S. 7ff.): »Nur die Maßlosigkeit des Verlangens und des Todes ermöglicht, die Wahrheit zu erreichen. (...) Ich nehme überall eine Umwälzung wahr, die die globale Unruhe des Menschen bewirkt. Sie reicht vom Untergang im Tod bis zu jener wollüstigen Wut, die vielleicht der Sinn dieses Untergangs ist.« Nach Bataille besteht die höchste Existenzform in der »heftigen Lust« (S. 8), »den Untergang zu bejahren.« (S. 8). Offensichtlich haben wir es hier mit einem im zwanzigsten Jahrhundert typischen Kult des Erregenden, Leidenschaftlichen, Intensiven zu tun, der sich auch am Grauen, am Leiden, am Widerwärtigen ergötzt. Auch das ist ein Ausdruck der »exzentrischen Positionalität« des Menschen.

Begriff und Abgrenzung des Leidens

und Hingabeausmaß, also nur einen bestimmten Aspekt des Gefühlslebens.⁸

In vielen Theorien werden *Affektion*, *Affekt*, *Leidenschaft* und *Leiden* gleich gesetzt, so etwa in Spinoza's Hauptwerk (»Die Ethik«, 1887). Das ist in der Sache falsch und verschleiert die komplexen Verhältnisse. Die Affektion, deutsch das Erleiden, meint zunächst nichts anderes als ein Betroffen-, Beeinflusst-, Verändertwerden und sagt nichts über die Wertigkeit dieses Geschehens aus. Ein lustvolles Sonnenbad ist nicht weniger die Folge einer Affektion (durch Sonnenstrahlen) als ein Sonnenbrand. Der Affekt wiederum bezeichnet eine bestimmte Klasse von Gefühlen, nämlich die Klasse der Reaktionsgefühle. Tatsächlich gehören viele der leidvollen Gefühle, die Angst, die Trauer, die Wut usw., in diese Gefühlsgruppe, aber gewiss nicht alle. Auch die Dankbarkeit, die Freude, ausgelöst durch einen Scherz z. B., sind im Sinne der Reaktionsgefühle Affekte. Es gibt also lustvolle und leidvolle Affekte.

Schwieriger liegen die Dinge beim Verhältnis von *Unlust* und *Leiden*, die oft gleich gesetzt werden. In eindeutiger Weise kann die leibliche Unlust vom Leiden abgegrenzt werden. Denn während das Leiden ein subjektiv-personales Aktgefüge darstellt, ist die *leibliche Unlust* niemals ein Akt, sondern die Komponente einer Sinnesempfindung (Hunger, Schmerz, Wollust, Müdigkeit, Überhitzung etc.), und zwar jene, die einen leiblich-physiologischen Mangel bzw. eine entsprechende Störung anzeigt. Aufgrund ihres Mangels kann die leibliche Unlust aber leicht zum Leid, zu einem Übel werden, woran ein Lebewesen leidet, muss es aber nicht, da eine leibliche Unlust durchaus leidfrei erlebt werden kann. Im Übrigen ist auch umgekehrt eine als leidvoll erlebte leibliche Lust gar nicht so selten und keineswegs von vornherein pervers. Leibliche Unlust und Lust sind also im Kern gegenständlicher Natur bzw. Aspekte von Gegenständen, während das Leiden wesenhaft ein Akt ist.

Anders verhält es sich mit der *seelischen Unlust*. Sie bezeichnet die emotionale Mangelkomponente eines Erlebens, meistens eines Gefühls, darum eines subjektiven Aktgeschehens. Keineswegs ist die seelische Unlust selbst schon ein Gefühl (wie oft behauptet wird, so etwa von Kant 1983, 2. Buch; Thies 2004, S. 66 u. v. a.), sondern eben, wie

⁸ »Die Leidenschaft macht die besten Beobachtungen und die elendesten Schlüsse. Sie ist ein Fernrohr, dessen Feld desto heller ist, je enger es ist.« (Jean Paul 1938, S. 33)

gesagt, nur der besondere Aspekt eines solchen. Angst, Trauer, Wut, Verzweiflung, Scham usw. sind in der Regel unlustvoll getönt, können aber durchaus auch lustvolle Komponenten aufweisen wie die »Angstlust« des »thrills« oder das Beseligende einer tief berechtigten Trauer. Vom Leiden unterscheidet sich die seelische Unlust dadurch, dass sie nur eine Aktkomponente, kein eigener Akt ist. Ja sie entsteht nur unwillkürlich als das natürliche seelische Ergebnis bestimmter Aktgefüge, eben etwa bestimmter Gefühlsakte und zeigt deren Vollendungs- oder Unvollendungscharakter an. Ist ein Gefühl stimmig, rund, voll, dann erleben wir seelische Lust (Zufriedenheit, Freude, Glück), im andern Falle seelische Unlust (Weh, Trauer etc.). Zweifellos ist die seelische Lust mit der Freude, die seelische Unlust mit der Bedrückung nah verwandt und oft identisch.

Von leiblicher *Krankheit* und (*pathologischer*) *Störung* ist das Leidens insofern abzugrenzen, als sie das Leid, das Übel sind, an dem gelitten wird, nicht der Vollzug des Leidens selbst. Anders verhält es sich im Falle psychischer und sozialer Krankheiten; dann ist der Leidensvollzug selbst in pathologischer Weise betroffen. Der Hypochonder ist nicht, wie er meint, am Leibe krank, sondern in seinem spezifischen Leidensvollzug, also seelisch; ein Ehepaar im »Rosenkrieg« treibt sich, wenn der Konflikt entgleist und destruktiv wird, z. B. die Familie zerstört, in eine »soziale Krankheit«. Darüber hinaus geht nicht jede Krankheit mit Leiden einher, und ist nicht jedes Leiden krankhafter Natur. In der Medizin und Psychotherapie kennen wir einerseits viele Krankheitsformen, bei denen das Leiden als subjektiver Vollzug übersehen, verdrängt, unterschätzt oder gar nicht zugelassen wird; andererseits gibt es durchaus »gute«, »gesunde« Leiden wie den seelischen Schmerz über den Verlust eines geliebten Menschen oder die Angst vor einer Operation. In beiden, in Krankheit und Leiden, waltet zwar ein Mangel, doch ist der Mangel der Krankheit immer und notwendig ein Schadensmangel, der des Leidens nicht.

Grundsätzlich gilt, dass körperliche Krankheit immer nur ein mögliches Leid-Übel ist, an dem der Betroffene leiden kann, aber nicht muss. Dagegen sind psychische Krankheiten und soziale Störungen immer zugleich ein Leid-Übel und ein Leiden, eben weil in ihrem Falle der Betroffene in unangemessener, schädlicher Weise an seinem Leid leidet.

Störung und Krankheit werden heute weitgehend synonym verwendet, doch ist der Begriff der (pathologischen) Störung weiter als der

Begriff und Abgrenzung des Leidens

der Krankheit. Denn auch eine Verletzung, eine Behinderung, eine Entstellung und ein Handicap sind eine Störung, aber nicht notwendig eine Krankheit, zu deren Begriff wesentlich der anhaltende oder sogar fortschreitende Destruktionsprozess gehört. In die Begriffe Störung und Krankheit gehen daher notwendig sowohl die Selbstaktivität des Organismus bzw. der Person/Personengemeinschaft (mit ihren Möglichkeiten, Fähigkeiten, Grenzen, Vulnerabilitäten und Ressourcen) als auch die Fremdaffektion, ja Fremdaffliktion ein. Ohne ein organisch-personales Selbst und ohne Interaktion zwischen verschiedenen realen Wirkungszentren (menschlicher und vormenschlicher Art) ist das Wesen der Störung/Krankheit nur unvollständig darstellbar. Schließlich ist zu beachten, dass es auch nichopathologische Störungen gibt, weshalb auch nicht alles, was »stört«, therapiert werden muss.

Analoges gilt vom *physischen Schmerz*: Der Betroffene kann an oder unter ihm leiden, muss es aber nicht. Ja, es gibt Schmerzen – so bei der Geburt oder bei einem sportlichen Erfolg –, die, bedingt durch ein Glücksgefühl, leidfrei sind. Außerdem ist zu beachten, dass jeder körperliche Schmerz eine leibliche Sinnesempfindung ist, im Körper lokalisiert und mit dem Körper räumlich ausgedehnt. Das lässt sich vom Leiden nicht sagen, das im Kern ein ausdehnungsloses Aktgefüge ist. Zwar kennen wir Leidenszustände in großer Zahl – etwa die so genannten Konversionsstörungen –, die im Körper Schmerzen, Funktionsstörungen und Krankheiten auslösen und im Raume des Leibes gestalten können, nichtsdestotrotz ist das Leiden selbst – etwa als Angst vor Nähe usw. – nicht räumlicher, sondern bloß Raum gestaltender Natur. Auch der physische Schmerz ist also nur ein Leid, ein Übel, kein Leiden.

Vom *Konflikt* ist das Leiden insofern zu trennen, als zwar jedes Leiden ein Konflikt, nicht aber jeder Konflikt ein Leiden ist. In Sport und Spiel sind durchaus leidfreie, ja lustvolle Kämpfe und Konflikte an der Tagesordnung. Zum Leid wird ein Konflikt erst dann, wenn im Konflikt selbst eine solche Negation waltet, die den gesamten Konflikt zwar aufzuheben versucht, daran aber scheitert und darum den Konflikt als Übel erleidet.

Im heutigen Sprachgebrauch nimmt der Begriff »*Problem*« weitgehend die Stelle von »Leid« bzw. »Leiden« ein, denn seltener hören wir: »Was ist Ihr Leiden?«, sondern man fragt: »Was ist Ihr Problem?« Ein Grund dafür dürfte der allzu gefühlig-sentimentalische Beigeschmack sein, der dem Wort Leiden anhaftet, während das Wort Pro-

blem nüchterner, sachlicher, »kognitiver« klingt (und einem intellektualistischen Zeitgeist mehr entgegen kommt). Und trotzdem sind beide nicht dasselbe. Man kann nämlich ein Problem haben bzw. sich an einem solchen abmühen, ohne daran zu leiden. Denken wir etwa an das Problem eines Kreuzworträtsels, dann stellen wir fest, dass sich die meisten, die sich an diese »Problemlösung« machen, daran sogar erfreuen. Überhaupt lehrt dieses Beispiel, dass es mehr kognitive, weitgehend emotionsfreie und mehr emotionale Probleme gibt. Wie die Erfahrung beweist, können aber auch die ersteren sehr rasch emotional werden und Leid erzeugen, etwa im Rahmen einer Klassenarbeit in Mathematik. Schließlich gibt es neben überwiegend kognitiven und überwiegend emotionalen Problemen auch praktische Probleme, die leidvoll und leidfrei erlebt werden können. Das Problem, einen platten Reifen zu wechseln, versetzt den einen in Panik, während der andere damit seinen Spaß hat. Was aber meint »Problem« überhaupt? Ein Ungelöstes, das lösbar scheint und zur Lösung herausfordert; ein Unklares, Undurchschautes, das durchschaut werden kann und soll. Leidvoll wird etwas Ungelöstes aber erst, wenn ich es lösen muss (oder meine lösen zu müssen), es aber nicht lösen kann, sei es, weil ich subjektiv dazu nicht in der Lage bin, sei es, weil es objektiv unlösbar ist. Wenn ein Mensch psychotherapeutische Hilfe sucht, dann hat er ein Problem, das er lösen muss, aber nicht lösen kann. Ja er hat ein Problem, das er als ganzes, weil es ihm unerträglich ist, loswerden will, aber aus irgendwelchen Gründen nicht loswerden kann. Dann leidet er; dann ist sein Problem zum Leid mutiert. Nicht jedes Problem ist also ein Leid, aber ein jedes Leid ist ein Problem.

Von der *Schuld* bzw. vom *Schuldleid* ist das Leiden insofern abzutrennen, als nicht jedes Leiden schuldhafter Natur ist. Beide implizieren zwar wieder einen Mangel, doch geht dieser im Falle der Schuld überwiegend auf die Selbstbestimmung bzw. die Selbstverantwortung des Betroffenen zurück, während im schuldlosen Leiden der Mangel wesentlich durch eine Fremdbestimmung, ein Widerfahrnis (Verlust, Krankheit, Unglück usw.) bedingt ist. In allen Fällen von Krankheit und pathologischer Störung muss daher das Moment der Fremdbestimmung das der Selbstbestimmung wenigstens überwiegen, damit wir von Krankheit und nicht von Schuld sprechen können. Gerade aber bei den psychischen Störungen kann sich dieses Verhältnis im Verlauf des Lebens umkehren: Eine anfangs, z. B. als Kleinkind, schuldlos erlittene Störung, z. B. ein Zwangsvorverhalten, wird im Erwachsenenalter zur

Begriff und Abgrenzung des Leidens

Schuld, wenn sich der Betroffene weigert, die Störung und ihre destruktiven Folgen nicht in die eigene Verantwortung zu übernehmen und eine Therapie zu beginnen, um Abhilfe zu schaffen.

Natürlich sind auch *Beschränktheit, Unvollkommenheit, Vorläufigkeit, Altern, Verlust, Tod* nicht notwendig mit Leiden verbunden (wie Buddha meinte), denn alle diese Formen des »metaphysischen Übels« (Leibniz 1967, S. 193) können durchaus gelassen oder ergeben hingenommen werden. Erst wenn wir uns – vergeblich – gegen sie auflehnen, entsteht Leiden. Zum Wesen des Leidens gehört also nicht nur der Mangel – denn das Altern ist z. B. ein natürlicher, d. h. seinsollernder Mangel –, sondern das Nicht-sein-Sollen und das Aufbegehrn. Leiden ist nie wertfrei und nie nur passives Erleiden.

Anders verhält es sich im Falle der »negativen« Affekte: *Angst, Trauer, Enttäuschung, Ärger, Wut, Hass, Neid, Eifersucht, Verzweiflung, Schuld-, Scham- und Reuegefühle* stellen immer eine Art Leiden dar. Das verwundert nicht in Anbetracht dessen, dass jedes Leiden einen emotionalen Kern besitzt. In den nächsten Kapiteln werden wir diese emotionalen Leidensgestalten näher untersuchen.

Diese Abgrenzungen mögen genügen, um das Leiden als ein eigenständiges Phänomen im All des Lebens zu kennzeichnen. In sich selbst wohl bestimmt hängt es mit allem, was genannt wurde, zusammen, letztlich durch die Grundbestimmungen des Seins (vgl. Brandenstein's Ontologie 1965) und »vorletztlich« durch die aufgewiesene spezielle Eigenstruktur, auf Grund derer alle diese Phänomene prägnant voneinander verschieden, aufeinander bezogen und dadurch geordnet sind.